Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 115. Bromberg, den 11. Juni 1927.

Christine Berthold.

Roman von Emma Nuß.

(11. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.

„Nun," fragte sie, verschmitzt lächelnd, „was ist wohl das Ergebnis deiner inneren und äußeren Betrachtungen?" Sie hatte ihn in seiner Versunkenheit beobachtet, da der Kellner abgeräumt und sie noch auf seine Beantwortung ihrer Frage wartete.

„Daß du das liebenswerteste Geschöpf auf Gottes weiter Welt bist, meine süße Christel, und daß sich meine Eltern dieser Erkenntnis ganz gewiß nicht auf die Dauer verschließen können."

„Wollte Gott, es wäre so, Werner. Meine Kindesliebe würde grenzenlos sein mein ganzes Leben lang — habe ich doch selbst nie Elternliebe genossen."

„Armes du — so hast du nie die Eltern gekannt — gar keine Erinnerung an sie?"

„Nichts weiß ich von ihnen, nicht, wer sie waren, nicht, was sie waren. Ja, ich weiß nicht einmal, wo sie starben. Sie sollen im Süddeutschen begraben sein. Man hat mir vom Waisenhaus auf zwei Anfragen noch nicht darauf geantwortet. Ich möchte doch wenigstens das Grab meiner armen Eltern kennen. Wahrscheinlich ist es ihnen zu unwichtig, und wer weiß, ob meine Eltern nicht sehr arm gestorben sind. Ich weiß ja auch gar nichts von ihnen, und nun will ich schon deinetwegen im Waisenhaus genau darüber Bescheid erfragen. Nicht wahr, Werner, du willst doch wenigstens wissen, wen du heiratest?"

„Darüber kann mir auch das Waisenhaus keinen Aufschluß mehr geben, du Dummerchen, da ich das ja mit meinen eigenen Augen wohl am besten beurteilen kann. Vielleicht hat man aber mit Absicht dir nicht geantwortet."

„Wieso meinst du das?"

„Nun, es könnte doch sein, daß das Ende deiner Eltern — hm — ich meine, daß man deine Gefühle schonen will, daß — ach, Liebes, quäle dich doch nicht mit Vergangenem. Wer weiß, wozu es gut ist, daß du nichts davon erfährst. Das alles weckt ja schließlich auch keine Toten mehr auf, und nur den Lebenden hat man Rechnung zu tragen."

„So glaubst du, daß sie — Unwürdige des Lebens waren?" fragte sie jetzt stockend.

„Aber nein — nein. Im Gegenteil, ich fürchte vielmehr, daß sie irgendwo ein so trauriges Ende gefunden haben — hm — wie soll ich dir das ausdrücken — na also, ich vermute, daß sie irgend eines grausamen Todes gestorben sind, und daß man dies vor dir verheimlichen will. — Siehst du, nun bist du traurig und erschrocken, und das sind doch alles nur Vermutungen."

Da richtete sie sich mit ihrer gewohnten Energie wieder auf. „Nein, Werner, ich bin nicht traurig, ich erschrak nur einen Augenblick bei dem Gedanken an ein solches Ende meiner Eltern. Du hast recht — ich will die Toten ruhen lassen — vielleicht ist es für uns alle am besten so." Sinnend waren ihre Augen sekundenlang wie forschend in die Ferne gerichtet.

Ein leiser Händedruck Werners zog sie in die Gegenwart zurück: „Komm, Liebste, wir müssen aufbrechen."

„Noch ein paar Worte, Werner," bat sie zögernd, ich habe nicht eher Ruhe, bis ich dies noch vom Herzen herunter habe. — Susi! — Sag', wie soll sie es erfahren, daß ich sie nun um ihr ganzes Glück betrogen habe, und daß ich ihr den Geliebten geraubt?" Ihr ganzes großes Schuldgefühl sprach aus diesen schmerzlich hervorgestoßenen Worten.

Da stand Werner rasch auf, sprang um den Tisch herum und küßte sie hastig ein — zweimal stürmisch auf den Mund: „du liebe törichte Deern, welch große Worte — um ihr Glück betrogen! — den Geliebten geraubt! — für die kleine, verwöhnte Susi! Hab' nur keine Sorge, sie wird mich „herrlichen" Menschen schon recht rasch verschmerzen und, wenn sie erst den Richtigen gefunden, dir noch sehr dankbar sein, daß du dich rechtzeitig meiner erbarmt hast." Er lachte und scherzte, indem er Christine sorglich in Pelz und Mantel hüllte.

Und als sie dann auf der Heimfahrt beschlossen, der Freundin bei der ersten Gelegenheit die volle Wahrheit zu sagen, zog sich Christinens Herz schmerzlich zusammen, wenn sie an Susis wehes Gesichtchen dabei dachte.

16. Kapitel.

Recht verdrossen war Friedrich Krüß heute zum Mittagsmahl erschienen. Er gab seiner Gattin wie dem Sohne nur kurze Antworten und löffelte mürrisch seine Suppe hinunter. Erst als ihm der Diener den herrlich duftenden rosigen Kasseler Rippenspeer mit Grünkohl und goldgelb gebratenen Kartöffelchen reichte, begann sich sein Gesicht wirklich aufzuhellen.

„Na, endlich kommt die Sonne auch wieder hinter den Wolken hervor!" lächelte Frau Beate Krüß ihm freundlich zu.

„Ach, es ist ja aber auch rein um aus der Haut zu fahren", fing er nun auch gleich etwas erleichtert an, „ist es denn wirklich so schwer, heutzutage noch einen tüchtigen Menschen zu finden?" wandte er sich fragend an Frau und Sohn. Doch ohne ihre Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Es ist mir doch nicht möglich, auch nur einen annähernden Ersatz für meine Privatsekretärin zu finden."

„Wie? Fräulein Berthold geht?" fragte erstaunt Frau Krüß. „Davon hast du mir ja noch gar nichts gesagt, Friedrich?"

„Ich glaubte immer, sie überlege es sich doch vielleicht noch einmal und bliebe. Deshalb sprach ich noch nicht mit euch darüber. Übrigens", wendete er sich an seinen Sohn, „sie ist doch, so viel ich weiß, mit Susi Peters aufgewachsen und noch befreundet. Weiß Susi wohl etwas Näheres über die Gründe zu ihrer Kündigung? Ich behielte diese für mich fast unersetzliche Arbeitskraft wirklich sehr gerne."

„Ich habe Susi seit bald acht Tagen nicht gesehen, Vater", entgegnete Werner mit etwas gepreßter Stimme.

„Nun, Friedrich, schließlich ist kein Mensch unersetzlich, und vielleicht bekommst du bald die Richtige wieder", tröstete ihn Frau Krüß.

„Jawohl, davon hatte ich ja heute allein vier schlagende Beweise. Es ist eine wahre Affenschande, was diese Bewerberinnen alles nicht können. Und dabei pochen sie noch hochnäsig auf Töchterschulbildung und absolvierte Handelsschule. Schließlich gab ich der einen die Adresse meines Barbiers und der anderen die Adresse meines Flickschusters, damit sie sich dort mal als Privatsekretärinnen vorstellen möchten."

„Friedrich, du bist doch recht rüdig", schalt Frau Krüß lachend. „Paß auf, die Damen verklagen dich noch wegen Beleidigung."

„Meinetwegen — ich trete für alles den Wahrheitsbeweis an. — Oder, Herr künftiger Staatsanwalt, habe ich mich etwa strafbar damit gemacht, daß ich den Gänsen ihre ganze Nichtigkeit klargemacht habe?"

Er war schon sehr gut gelaunt jetzt, der alte Herr, und

Werner mußte sich zusammennehmen, um die plötzlich in ihm aufsteigende Unruhe niederzukämpfen.

„Na, Vater, mit Zuchthaus werden wir dich ja nicht gleich bestrafen", ging er scherzend auf seinen Ton ein.

Frau Krüß schien über etwas nachzusinnen, und plötzlich sagte sie ganz fröhlich: „Wißt ihr was — ich lade Fräulein Berthold für Samstag mit Susi zusammen ein, und es sollte mir komisch zugehen, wenn ich dir Fräulein Berthold nicht noch am selben Abend reumütig zuführte."

„Unmöglich, Beate. Wir können ihr doch nicht nachlaufen. Und zu halten ist sie doch nicht mehr. Weiß der Kuckuck, was in das Mädel gefahren ist, daß sie so sonderbar war, als sie mir kündigte. Man könnte da auf die dümmsten Vermutungen kommen, weshalb sie ihre Stellung wohl aufgibt. — Es wäre jedenfalls jammerschade um diese ungemein begabte und tüchtige Person, wenn sie unter die Räder käme."

„Den Eindruck macht sie aber doch wahrhaftig nicht, Vater", beteiligte sich nun auch Werner am Gespräch.

„Gott, was läßt sich bei einem alleinstehenden Mädchen da voraussagen!" meinte skeptisch der alte Herr.

„Bei Fräulein Berthold würde ich es jedenfalls ruhig voraussagen, daß sie in keiner Lebenslage unter die Räder kommen wird." Werner hatte es mit fester Stimme gesagt, aber seine Hände waren vor Erregung eiskalt, und sein Gesicht glühte.

Weit öffnete die Mutter die Augen, als sie nun in das erregte Gesicht des Sohnes blickte. Und wie mit Seherblicken las sie alles, was er so streng vor ihr geheim gehalten, in seinen beredten Augen.

„Arme, kleine Susi", dachte sie still und schmerzlich bewegt.

Der Vater aber in seiner derben Art sagte: „Ach was, schnick, schnack, Weib ist Weib, und wenn eine so verdreht und unbegreiflich zu werden beginnt, wie es hier der Fall ist, so kann ich dir nun wieder voraussagen, daß da todsicher ein Mannsbild dahinter steckt."

„Nun gut, aber damit ist doch nicht gesagt, daß sie deshalb auch unter die Räder kommen muß."

„Wenn Fräulein Berthold wüßte, welch warmen Verteidiger sie in dem Sohn ihres Chefs hat, wäre sie doch wohl sehr stolz."

„Sie weiß es, Vater . . ."

Da horchte Friedrich Krüß beunruhigt auf, und ein scharfer, prüfender Blick ging über den Sohn hin. „Sie weiß es — was willst du damit sagen, Werner?"

Bleich und bis ins Innerste erregt sah der Sohn von Vater zu Mutter, und nach einem tiefen Atemzuge sagte er:

„Liebe Eltern, es geht mir gegen jedes Anstandsgefühl, noch weiter eine Komödie vor euch aufzuführen und mit meinen heißesten und heiligsten Gefühlen vor euch Versteck spielen zu sollen. Christine Berthold ist seit letzten Sonntag meine Braut, und da es ihr ebenso unerträglich ist, täglich diese Art Betrügerrolle vor deinen Augen spielen zu sollen, hat sie aus eigenem Antrieb ihre Stellung gekündigt. — So, nun ist es, Gott sei Dank, schon heute gesagt. Es mußte ja doch mal sein", schloß er, tief und befreit aufseufzend.

In immer wachsendem Erstaunen war Krüß der Rede seines Sohnes gefolgt. Heftig sprang er jetzt auf, und den Stuhl zornig beiseite schiebend, fragte er: „Du hast dir doch wohl nicht recht überlegt, mein Sohn, was du uns da eröffnest?"

„Ich habe euch gesagt, daß ich mich mit Fräulein Berthold verlobt habe und wäre euch Zeit meines Lebens dankbar, wenn ihr meine Braut . . ."

„Halt — noch sind wir nicht so weit. Ich jedenfalls weigere mich ganz entschieden, eine Tippmamsell als meine künftige Schwiegertochter anzuerkennen."

„Friedrich", mahnte ihn da die ruhige Stimme seiner Frau, „so tut man ein schlechtes Geschäft ab, aber nicht das Glück des einzigen Sohnes. Du solltest ihn doch erst mal ruhig anhören, wie er sich alles denkt, und was er über Fräulein Berthold Näheres zu sagen hat."

„Ist ja ausgezeichnet! So stimmst du also gleich mit ein und weißt doch, wie ich nun vor Stoewing dastehe, Beate! —

„Was wird er nun wohl dazu sagen und — und Susi — hä?"

„Ich habe Susi auch nie die leiseste Hoffnung gemacht, Vater", entgegnete Werner an Stelle der Mutter.

„Aber ich! — ich meine — ich — na, hol's der Teufel, ich wasche meine Hände in Unschuld, und ich denke nicht daran, diese Allianz auch nur mit einem Pfennig zu unterstützen. Wenn du als Staatsanwalts-Assessor mit deinem Einkommen eine Familie ernähren kannst — bitte schön — tue deinen Gefühlen keinen Zwang an und heirate, wen du willst."

„Ich werde dann wohl auf die Staatsanwalts-Laufbahn verzichten müssen und mich mit Rechtsanwalt Wulffen hier assoziieren." Sehr ruhig und energisch hatte der Sohn gesprochen, was den Vater nur noch mehr erboste.

„Alle Wetter — welche Opfer für meine Sekretärin", spottete er.

„Friedrich — daß sie Sekretärin ist und noch dazu eine unersetzliche, wie du uns vorhin erst erzähltest, wäre doch wahrlich kein Grund, sie nicht als Tochter anzuerkennen", meinte begütigend Frau Krüß. „Erzähle uns doch mehr, Werner, wer ist sie, wer ihre Eltern und Verwandten sind?"

„Sie hat keine Menschenseele auf der Welt und ihre Eltern nie gekannt." Werner hätte der tapfer zu ihm stehenden Mutter die Hände küssen mögen. Aber da fragte der Vater scharf dazwischen:

„Na, sie muß doch wenigstens wissen, wer ihre Eltern waren, wo sie gelebt und wo sie gestorben sind?"

„Sie weiß nichts von ihnen."

„So, so, Hm! — Und das beunruhigt dich auch weiter gar nicht, daß du nicht einmal weißt, wen du heiratest? Woher sie stammt?"

„Ich bilde mir ein, Christine Berthold so genau zu kennen, daß mir auch niemand mehr Näheres über ihren Charakter und ihre Wesensart sagen könnte. Und da sie ja, wie gesagt, keinen Menschen auf der Welt mehr an Verwandten besitzt, so bin ich vorläufig auch gar nicht weiter erpicht darauf, über ihr Herkommen nachzuforschen. Ich würde es vielleicht später einmal tun, um Christine vielleicht eine Freude damit zu machen."

(Fortsetzung folgt.)

Streifzüge durchs „Blaue Ländchen".

Karwenbruch.

Nur langsam bringt uns die Kleinbahn Putzig—Krockow nach der Nordwestecke des Kreises Putzig. Von der Station Slawoschin streben wir dem vier Kilometer entfernt liegenden Bauern- und Fischerdorfe Karwenbruch in nördlicher Richtung zu. Schon von fern leuchten die blendendweißen Kämme der Dünen hinter dem Dünenwalde hervor. Es ist jene verlassene Ecke des Kreises, die früher von keinen Reisenden aufgesucht wurde, aber trotzdem einer näheren Betrachtung würdig ist. Noch vor 1903 passierte kein Dampfroß jene still verborgene, idyllische Gegend, aber seit jener Zeit ist sie bekannter geworden.

Der Name des Ortes deutet darauf hin, daß hier einst ein großes Bruch gewesen ist. Noch vor mehr als 300 Jahren war die liebliche Ecke eine Sumpflandschaft. Jetzt aber erblicken wir im Sommer eine weite, ebene Wiesenfläche, belebt von weidendem Vieh. Dazwischen sehen wir zur Sommerszeit wogendes Getreide und Hackfrüchte, diese auf hohen Beeten, Rücken genannt, damit ihnen zu große Nässe weniger schaden kann. In paralleler Richtung wird die ganze Ebene kreuz und quer von schmalen und breiten Gräben durchzogen, über die Brücken und Stege führen.

Das Dorf selbst zieht sich in zwei Straßen hin, die über eine Viertelstunde von einander entfernt und je über eine halbe Stunde lang sind. Ziemlich vorn in der ersten Reihe, dicht bei einem Hofe, liegt eine von Bäumen beschattete, jedenfalls künstlich angelegte Anhöhe, die Begräbnisstätte für Karwenbruch. Hier haben seine Bewohner 1899 zum Andenken an das 300jährige Bestehen der Ortschaft einen Glockenturm errichtet mit zwei Glocken darin, die täglich am Morgen und Abend wie auch bei Begräbnissen ihre Stimme erschallen lassen.

Die Gehöfte liegen in ziemlichen Abständen voneinander, jedes auf dem dazu gehörigen Lande zu beiden Seiten der ungepflasterten Dorfstraße, die von breiten Gräben wie auch von hohen Weiden und Pappeln eingefaßt ist und einer geraden Allee gleicht. Über einfache Holzbrücken gelangt man zu den Höfen. Die Gebäude sind aus Holz und Fachwerk errichtet und mit Stroh oder Rohr gedeckt. Wohn- und Wirtschaftsgebäude befinden sich mit wenigen Ausnahmen unter einem Dache und werden von Obst-, Gemüse- und Blumengärten eingeschlossen. Überall herrscht die größte Sauberkeit und Ordnung.

Die Bewohner hören wir in einer platten Mundart sprechen, doch sie sind keine Bewohner aus den westpreußischen Niederungsgebieten eingewandert, sondern Holländer sind es, die das Karwenbruch trocken gelegt und sich hier angesiedelt haben. — Was trieb sie aus ihrem schönen Vaterlande? Kaiser Karl V. unterdrückte und bekämpfte die evangelische Lehre, und nach seinem Tode sein Sohn Philipp noch viel mehr. In Holland stieß er aber auf den größten Widerstand. Zwar versuchten manche edle Holländer den König durch Bitten zur Aufhebung der sogenannten Ketzergesetze zu bewegen, vergeblich. Ja, er ließ sogar mit Gewalt seine Gesetze durchführen, um die Reformation auszurotten. Da verließen 100 000 Kaufleute, Bauern und Handwerker ihre Heimat, um sich in anderen Ländern anzusiedeln. Viele zogen nach Deutschland, und einige ließen sich an der Ostsee, wo jetzt Karwenbruch ist, nieder.

Der Putziger Starost, Jakob Weyher, verschrieb durch Urkunde vom 18. Oktober 1599 sechs holländischen Emigranten und ihren Familien den großen „Morast" an der Ostsee, der das Karwensche Bruch hieß, als Eigentum und zur Urbarmachung, 55 Hufen, 20 Morgen, also ca. 936 Hektar groß, um die Einkünfte des Putziger Schlosses zu heben. Davon wurden ihnen zwei Hufen vorweg geschenkt, das übrige auf sechs Jahre zinsfrei überlassen. In den nächsten 60 Jahren sollte ein geringer Zins von 40 Groschen für den Morgen gezahlt werden. Zur Unterhaltung des Dünenwaldes mußten sie auch etwas beisteuern. Sie erhielten freies Bauholz zur Errichtung von Gehöften, Brücken usw.

Diesen ersten Ansiedlern folgten bald auch andere Familien. Alle drei Jahre wählten sie in der „Kür" einen Schulzen und die Schöffen und übten ihre Gerichtsbarkeit selbst aus mit unmittelbarer Berufung an den Starosten. Erst 1601 waren die Ansiedler mit der Gründung der Ortschaft soweit fertig, daß sie auch an den Bau einer Schule dachten; diese wurde aber erst 1604 beendet. Einen Lehrer hatten sie aber schon früher, wie die Schulzenrechnungen bezeugen.

Diese Holländer an der Ostsee haben ihre Stammesgenossen an der Nordsee nicht verleugnet; gleich ihnen haben sie deutsche Art und Sitten treu bewahrt. In ihrem behäbigen Wesen, in ihrer breiten Mundart sind sie heute noch so recht ein Bild eines holländischen Bauern geblieben.

Nun hat sich aber seit Ausbruch des Weltkrieges und der politischen Umgestaltung so manches geändert. Schon der Seestrand bietet gegen früher ein ganz anderes Bild. Im Jahre 1914 haben heftige Nordoststürme ein gut Teil der Dünen fortgetragen, sodaß die hohen Meereswogen den gegen ihre Gewalt angelegten Schutz auf eine Breite bis auf 1½ Kilometer durchbrachen, sich südwärts ins Land ergossen und bedeutenden Schaden anrichteten. Hier erblicken wir an dieser Strandlänge bis an die westlichen Dünen nach Dembek zu gewaltige, schräge zur See angelegte Bollwerke aus bis 3 Meter tief in den Strand eingeführten, mächtigen Spundbohlen mit Betonrückwänden und dazwischen verstauten Faschinen. An diesem Befestigungs- und Schutzwerk wurde von 1923—1926 gearbeitet. In diese Schrägwände sind jedem Widerstand trotzende Betontreppen eingefügt, welche bei ruhigem Wetter den Abstieg zum Meeresstrande ermöglichen.

Die Rettungsstation für Schiffbrüchige haben Stürme und Wogen vernichtet. Die Flunderräucherei ist abgebaut.

Es ist ein schönes Fleckchen Erde, ein besonderer Winkel im „Blauen Ländchen" der Kassubischen Schweiz: Der schöne Strand mit dem oft stürmischen Meer, die weißen Dünen und der grüne Wald geben dem sauberen Karwenbruch eine besonders reizvolle Note. Fr. Pieper.

Bahr Lut, das Tote Meer.

(Ein Blatt aus meinem Asien-Tagebuch.)

Von Dr. phil. Hans Walter Schmidt.

Mit rasender Schnelligkeit riß uns die Kraft des Motors auf steiniger Straße dahin. Rechts und links und hinter uns und vor uns türmten sich die rötlich gelbgrauen Felsen der Wüste Juda empor, als berührten sie das helle Blau des Himmels, von dem fast senkrecht der goldleuchtende Feuerball der Tropensonne niederbrannte.

Auf verhältnismäßig gutgepflegter Straße sauste der Kraftwagen zu Tal, der Senke el Ghor (Niederung) des Scheriat el Kebire (Jordan) entgegen. Erschlaffende Wellen des indischen Schirokkos schlugen glühend in das von der Krempe des Tropenhelmes geschützte Gesicht. Ein Bartgeier strich beutegierig unter heiserem Krächzen durch die heiße Luft.

Noch mehr senkte sich vor uns der Weg. In den höchsten Tönen sang der rastlos arbeitende Motor. Immer schneller und schneller sauste der schwergebaute Kraftwagen von dem Hügelland nieder zu Tal. Mit nervigen Fingern umklammerte der Lenker arabisch-türkischen Blutes das Steuerrad; neben ihm saß, die Füße auf das Trittbrett gestemmt, mit über der Brust verschränkten Armen, wie aus Erz gemeißelt, die tiefbraune Gestalt unseres beduinischen Dieners Ibrahim. Das Innere des Wagens, in dem wir — meine Frau und ich — Platz genommen hatten, füllten außerdem kleine und große Requisiten aus. Repetiergewehr und Kamera sind die beiden Säulen, auf denen heutzutage fast das ganze Resultat einer Forschung beruhen kann.

Jetzt öffnete sich vor uns der Blick. Unbehindert durch Hügel und Berge vermochte er hinauszuschweifen in eine Weite, die er nicht übersehen konnte. Das war die Senke el Ghor mit dem vielleicht interessantesten Gewässer der Erde, dem Toten Meer, vom Araber Bahr Lut (der See des Lot) genannt. Vor uns eine sandige, staubige, gleißende, glitzernde, von Gips durchsetzte und mit Salz inkrustierte ebene Fläche, nur vereinzelt unterbrochen von einer Gruppe hochragender, feingliederiger Tamarisken. Dahinter der tiefgrüne Urwaldstreifen an den Ufern des Jordans mit hochragenden Palmen, Platanen und Schirmakazien. Links die für den Orient so typischen viereckigen, von einem Kuppeldach gekrönten, im Sonnenglast weiß herüberschimmernden Häuser der altehrwürdigen Stadt Jericho, dem arabischen Er Riha, eingebettet in einen herrlichen Garten fruchttragender Bananen, mit ihren breiten, schwertartigen Blättern, feingefiederten Palmen, rotleuchtend blühender Oleanderbüsche. Rechts aber, gen Süden, wohin wir jetzt den Lauf unseres Wagens richteten, dehnte sich weit bis in nebelige Ferne der tiefblaue Spiegel des Toten Meeres aus, im Osten und im Westen eingerahmt von den dräuenden Zacken und rundlichen Hügeln des öden Gebirges. Graugelblicher Dunst, die Bestandteile verdampfenden Wassers, schwebte über der Fläche, und darüber zogen Kraniche und Störche majestätisch durch die Luft.

Weiter raste der Kraftwagen, wühlte sich ein in den tiefen Sand, sprang mit höchster Kraft wieder an, sich befreiend aus der Umklammerung des hindernden Feindes, schlingerte, stampfte, schleuderte und stieß, wenn tiefeingeschnittene Regenrinnen seinen Pfad kreuzten. Und dann — —

Wir standen am Ufer des Sees, auf dem körnig steinigen Strand. Vor uns dehnte sich die bleigraue Fläche des trägen Wasserspiegels aus, den des Hamsins glutender Hauch zu schwerfälligen Wellen erhob und dunklen Furchen senkte. Ein eigenartiges Bild müder Ruhe und majestätischer Einsamkeit in einer urwüchsigen Natur, von Menschen fast unberührt.

In dieser Einöde liegt das vor Jahrtausenden in der Bibel als Salzmeer, von den Griechen und Römern als Asphaltsee, von den arabischen Eroberern in merkwürdiger Verquickung des Islams mit christlicher Anschauung als Bahr Lut, See des Lot bezeichnete Becken, das sich in einer Länge von rund 75 Kilometern und in einer Breite von 15 Kilometern, in einer fast doppelt so großen Fläche wie der 539 Quadratkilometer umfassende Bodensee ausdehnt. Der Wasserspiegel liegt fast 400 Meter unter dem des Mittelländischen Meeres, während sein Boden bei der größten gemessenen Tiefe ebenso viele Meter sich weiter gesenkt hat. Einen Ausfluß besitzt der gewaltige See, dem die Fluten des Jordans stets in erheblichen Mengen Wasser zuführen, nicht. Vielmehr läßt die Glühhitze des in der Senke el Ghor herrschenden subtropischen Klimas das Wasser in einem Maße verdunsten, daß heute nach den Feststellungen des amerikanischen Obersten Harold Shepstone die Wassermasse abnimmt. Auf dem Grunde des Sees und in seiner Umgebung befinden sich größere Ablagerungen von Asphalt und von Salzen, die sich im Wasser gelöst haben, so daß dieses zu ungefähr 25 Prozent mit überwiegend Kochsalz, aber auch Chlormagnesium, Chlorkalzium und anderen Bestandteilen angereichert ist. Lebende Wesen vermögen daher in dieser Flut höchster Konzentration chemischer Stoffe nicht zu existieren, und die zahlreichen vom Jordan mit hineingespülten Fische sterben eines raschen Todes, — ein Umstand, von dem der treffende Name Totes Meer abgeleitet wurde.

Der Anblick des Toten Meeres wird dem, auf den es einstmals mit seiner öden Wucht einen unverlöschlichen Eindruck ausgeübt, für alle Zeiten im Gedächtnis haften bleiben. Und besonders, wenn man bedenkt, daß nach alten Überlieferungen in der Umgebung des Toten Meeres vor der furchtbaren Eruptionskatastrophe, welche zwei blühende Städte, Sodom und Gomorrha, vernichtete, hier der von Süßwasserquellen gespeiste fruchtbare „Garten des Herrn" sich ausdehnte.

Flaschenposten.

Bei der Suche nach den französischen Ozeanfliegern spielten auch einige aufgefundene Flaschenposten eine Rolle. Bisher war die Flaschenpost das vornehmlichste Nachrichtenmittel in Seenot befindlicher Schiffer.

Die Flaschenposten, die völkerrechtlichen Schutz genießen und deren Bergung von den hydrographischen Ämtern belohnt wird, enthalten meistens die letzten Aufzeichnungen und Grüße von Mannschaften untergehender Schiffe. Die Flaschen mit den darin liegenden Zetteln werden luft- und wasserdicht verschlossen und ins Meer geworfen, das diese merkwürdige Post aber leider recht selten wieder herausgibt, denn entweder zerschellen sie an Felsen, sinken in die Tiefe oder werden an Küstenstriche gespült,

die von Menschen wenig betreten werden. Ab und zu wird aber doch eine Flaschenpost aufgefangen und enthüllt oft

ganze Romane in wenigen Zeilen.

So wurde z. B. im Jahre 1903 an der steilen Felsenküste der kleinen Hebrideninsel Uist eine Flaschenpost aufgefischt, die am 24. Juli 1900 auf der großen Segelstraße zwischen Europa und Westindien in der Nähe der Bermudasinseln im Atlantischen Ozean über Bord geworfen worden war. Die Flasche hatte also, um eine Wegstrecke von etwa 5000 Seemeilen zurückzulegen, 2½ Jahre gebraucht. Die Nachricht, die diese Flaschenpost enthielt, war inzwischen längst bekannt und die Übeltäter — es handelte sich damals um eine Meuterei chinesischer Kulis — waren längst bestraft.

Die längste Zeit, die eine bekannt gewordene Flaschenpost je gebrauchte, bis sie in die Hände von Menschen gelangte, war 62 Jahre. Im Jahre 1909 wurde an der Küste von Irland eine Flasche aufgefischt, die, wie aus dem darin liegenden Zettel hervorging, im Jahre 1847 von dem Kapitän eines amerikanischen Schiffes an der Küste von Neufundland, wo es gestrandet war, den Wellen übergeben worden war.

Die schnellste Flaschenpost

war jene, die von Passagieren des großen damaligen Hamburger Schnelldampfers „Fürst Bismarck" etwa 300 Seemeilen von Kap Race, einem Vorgebirge an der südöstlichen Spitze der zu Neufundland gehörigen Halbinsel Avalon, über Bord geworfen wurde. Sie erreichte nämlich schon 91 Tage später die Mündung der Elbe, wo sie aufgefischt wurde. Die Wegstrecke, die sie in dieser Zeit durchschwommen hatte, beträgt in gerader Linie etwa 2400 Seemeilen.

Während des Krieges entdeckte im Jahre 1916 ein Fischer aus Marstrand im Skagerrak eine Flasche, die die letzten Aufzeichnungen der Mannschaften des in der Nordsee verunglückten Luftschiffes „L. 19" enthielt. Auf einem Zetel hieß es: „Wir leben noch alle, haben aber nichts zu essen. Früh war hier ein englischer Fischdampfer, er wollte uns aber nicht retten."

Aber auch Flaschenposten heiteren Inhaltes werden aufgefunden. So warf im Jahre 1922 das Mitglied eines Thüringer Kegelklubs eine Flaschenpost in die Saale, ohne jedoch zu glauben, daß sie je ins offene Meer gelangen würde. Tatsächlich wurde aber besagte Flaschenpost im Juni 1923 von einem englischen Kapitän zwischen dem Franz-Josephs-Land und Kap Tscheljuskin aufgefischt und geborgen.

Aber nicht nur dem Nachrichtendienste verunglückter Seeleute dient die Flaschenpost, sondern die hydrographischen Ämter verschiedener Länder lassen auch jetzt noch fortgesetzt in allen Meeren von fahrenden Schiffen Flaschenposten auswerfen, um die verschiedenen Meeresströmungen, die weder in Stärke noch Richtung immer beständig sind, zu beobachten. In der heißen Zone fließen z. B. alle Meeresströmungen schneller, so daß eine Flaschenpost dort manchmal bis zu 20 Seemeilen innerhalb 24 Stunden zurücklegt, während sie in unseren Breiten von den langsamer fließenden Strömungen nur etwa 6—8 Seemeilen täglich fortgetrieben werden.

Jede dieser offiziellen Flaschenposten enthält

eine sogenannte „Flaschenkarte",

worauf der betreffende Kapitän, der die Flasche auswirft, genau Tag, Stunde, Längen- und Breitengrad, wo sie ausgeworfen wurde, vermerkt. Jedem Kapitän, der einer solchen Flasche begegnet, ist es zur Pflicht gemacht, sie aufzufischen, die Flaschenkarte zu revidieren, seine Eintragung, Tag, Stunde und Örtlichkeit darauf zu vermerken und sie wieder ins Meer zu werfen. Einen Bericht über diesen Befund vermerkt er im Loggbuche und meldet überdies die Tatsache bei seiner Ankunft dem hydrographischen Amte weiter.

Die Ergebnisse dieser Erforschung der Meeresströmungen durch Flaschenposten werden alljährlich im „Nautical Magazin" in London und in den „Annalen der Hydrographie" in Berlin veröffentlicht.

Karl Erich Krack.

Die ersten weißen Haare.

Veronika Walz wußte die Ehre wohl zu schätzen, Haushälterin bei dem berühmten Dichter Gregor Hammelmeyer zu sein. Sie war überzeugt, einst in der Biographie ihres Herrn Seite an Seite mit ihm genannt zu werden.

Seit einiger Zeit fand sie des Morgens beim Aufräumen des Schlafzimmers stets einige weiße Haare auf dem Toilettetisch des Dichters. Sie fand es ganz in der Ordnung, daß er sie sich ausrupfte. Nicht ohne Rührung betrachtete sie die ersten Altersboten ihres Herrn, die sie in der Folge stets sorgfältig auflas und wie ein Heiligtum in einem Kästchen verschloß, um sie der Nachwelt zu erhalten. Weniger sorgsam verschloß sie ihren Mund. Und so erfuhr der Museumsdirektor Müller, ein glühender Verehrer des Meisters, hiervon und kaufte ihr die Hälfte des schon ziemlich ansehnlichen Haarvorrats um eine beträchtliche Summe ab, der sie nicht widerstehen konnte.

Hatte Hammelmeyer davon erfahren? Wie dem auch sei: Eines Tages war die Quelle versiegt und kehrte nicht wieder. Auf dem Toilettetisch des Gefeierten fanden sich keine weißen Haare mehr.

Das war von dem Tage an, als er sich einen neuen Rasierpinsel gekauft hatte.

Eberhard Weittenhiller.

Bunte Chronik

* **Der türkische Charleston.** Mustafa Kemal Pascha hat wie Mussolini die Angewohnheit, sich auch mit „Kleinigkeiten" abzugeben und so in jüngster Zeit sein Augenmerk sogar auf die letzten Modetänze gerichtet. Man kann sich denken, daß er sich mit diesem Interesse die Herzen der jungen türkischen Damenwelt, die kein wichtigeres Streben kennt, als sich immer mehr zu europäisieren, vollends erobert hat. Großes Aufsehen erregte kürzlich sein Beschluß, den türkischen Nationaltanz Jobet gesellschaftsfähig zu gestalten. Als Frauenkenner und Mann von Welt war der Diktator jedoch so diplomatisch gewesen, den Jobet nicht in Reinkultur in Angora und Konstantinopel bei Tanztees und festlichen Veranstaltungen einzuführen, sondern hatte diesem durch ein paar parkettgewandte Kunsttänzer einige unverkennbare Charlestonteile einverleibt. Gewohnt, stets nach der Pfeife Kemal Paschas zu „tanzen", griff die Gesellschaft diesen so geschaffenen türkischen Charleston mit Freuden auf und tanzt ihn heute mit Begeisterung. — Ja, der Diktator ist ein guter Kenner seiner Zeit, das Rezept seiner Tanzschöpfung das denkbar einfachste: Man mische einen Kitsch (den Jobet) mit dem anderen (dem Charleston) und erhält sofort ein Erzeugnis heutiger — „Kultur"!

*

* **Auch eine Statistik.** In Finnland sind die „Länsmännen" (etwa mit unseren Landräten vergleichbar) verpflichtet, ihrer vorgesetzten Behörde Bericht zu erstatten über die Anzahl des im Laufe eines Jahres innerhalb ihres Bezirkes zur Strecke gebrachten Wildes. Um diesen Rapport drücken sich die Herren „Länsmännen" verständlicherweise gern herum, da sie infolge mancher Fehlangaben selten stimmen. Als einer dieser Herren drei Jahre lang darüber keinen Bericht erstattet hatte, erhielt er von seiner Dienststelle ein geharnischtes Schreiben und die Aufforderung, binnen drei Tagen den fälligen Bericht zu liefern. Pünktlich lief die Meldung ein. Inhalt lakonisch: „Zehn Hirsche und ein Elefant abgeschossen." — St. Bureaukratius schäumte vor Wut. Rückantwort: „In Finnlands Wäldern leben keine Elefanten. Aufklärung erbeten." — Der brave Länsmann ließ sich jedoch nicht aus der Ruhe bringen und schrieb nur: „Der Abschuß des Elefanten hat seine Richtigkeit. Das Tier ist vorschriftsmäßig aus der Luft gegriffen wie alle jährlichen Jagdberichte." — St. Bureaukratius hat sich weiter nicht nach diesem Elefanten erkundigt!

Lustige Rundschau

* **Widerlegt.** „Eßt viel Obst," sagte der Doktor in einer Vorlesung. „Obst essen hat noch niemandem geschadet." — Zuhörer leise zum andern: „Du, der hat nichts von Adam und Eva gelesen!"

*

* **Gewohnheit.** Gläubiger: „Na, hören Sie mal, Herr Strietzel, Ihre Rechnung steht jetzt bald ein Jahr offen. Jetzt müßten Sie aber endlich mal ans Zahlen denken." — Herr Strietzel: „Aber erlauben Sie mal. Als Sie mir damals die Ware verkauften, sagten Sie doch zu mir: Zahlen können Sie's, wie Sie's gewohnt sind."

Verantwortlicher Schriftleiter: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.